

Die Zeit der Eisblumen

Als Remagen wochenlang unter einer dicken Schnee- und Eisdecke lag

Monika Holland

Viele verbinden die „Wunderwerke des Winters“ – so hat man die Eisblumen damals auch genannt – mit Erinnerungen an die eigene Kindheit und der Sehnsucht nach richtig kalten Wintern, die man jedoch genau so, glaube ich heute, lieber nicht mehr erfahren möchte.

Jedes Kind kannte Eisblumen in Zeiten, als ich Mütze, Schal und Handschuhe anzog, um im Bett noch etwas zu lesen; denn die eisige Kälte in meinem Zimmer griff nach jeder unbedeckten Körperstelle. Einzige Wärmequelle waren eine Glühbirne, meine Atemwolken und die mit heißem Wasser gefüllte Tonflasche zwischen den Füßen. Wenn kein Malheur mit der Bettflasche passierte, schlief ich wohligh warm unter dem meterdicken Plumeau ein.

Morgens kämpfte ich um jede Sekunde länger im warmen Bett; doch sobald die Sirene der ehemaligen Holzfabrik Becher in Remagen den Arbeitstag eintutete, musste ich aufstehen. Sah ich bei Einbruch des Morgenlichts den Himmel nicht durchs Fenster, konnten nur Eisblumen daran schuld sein, die der Frost über Nacht aus der Begegnung mit meiner warmen Atemluft auf die dünnen Glasscheiben gemalt hatte. Begeistert von den zauberhaften, bizarren Gebilden, stand ich barfuß am Fenster und fuhr, in ihre Struktur vertieft, die Konturen mit dem Finger nach, hauchte sie an und verfolgte, wie sich die kleinen offenen Schmelzstellen bei der eisigen Zimmertemperatur sofort wieder schlossen. In den Eisblumen war etwas unseres Lebens festgehalten und zu Kristallen erstarrt, das vielleicht mehr offenbarte, als wir ahnen und logisch erklären könnten.

Für mich waren es einfach nur Zaubergebilde.

Der einzig warme Ort im Haus

Bibbernd floh ich in die Küche, dem einzigen warmen Ort im Haus, wo meine Anziehsachen



Historisch: der zugefrorene Rhein am Unkelstein in Remagen

zum Aufwärmen an der Rundumstange des Küchenofens bereit hingen. Hier spielte sich jetzt alles ab: kochen, essen, sich waschen, an- und ausziehen, samstags in der großen Zinkwanne baden, Hausaufgaben machen, spielen, malen und basteln.

Unvergessen mein winterlicher Lesegenuss: vor dem warmen Ofen sitzen, eine Tasse mit heißem Kakao in der Hand und Tom Sawyers Abenteuer auf den Knien.

Die Kälte draußen hielt einen wie ein Eismantel umfassen, denn so effektive Winterkleidung wie heute kannten wir nicht. Und an Mutters gestrickte Handschuhe, Mütze und Schal, meist in Brauntönen – da sah man den Schmutz nicht so – hege ich sehr „kratzige“ Erinnerungen, besonders an die Strickstrümpfe am Strumpfhalter, wo die elenden Knöpfchen ständig verloren gingen, die ich dann durch kleine Papierkügelchen ersetzte, und die verhasste Strickhose, die über das unbedeckte Stück Bein zwischen Strumpf und Rock kam.

So groß die Freude über den Schnee war, der nach dem milden Dezember endlich und reichlich kam, desto weniger gefiel uns die extrem einsetzende Kälte im Februar 1956 – tagsüber bis zu 16, nachts bis zu 20 Grad Minus –, die

Remagen samt der Umgebung über den ganzen Monat unter einer geschlossenen Schneedecke hielt. Als hätte dieser Monat nichts Irdisches mehr an sich, war er nur erträglich für diejenigen, die zu Hause einen Ofen und genügend Heizmaterial hatten.

Tapfer stapften wir in unseren dünnen Lederstiefelchen auf dem spiegelblanken Boden den meist weiten Weg zur Schule oder noch im Dunkeln zur Schulmesse und waren froh, wenn wir dort, ohne mehrmals hinzufallen, blessurenfrei ankamen. Einen Streudienst gab es damals nicht; stattdessen schütteten die Leute ihre oft noch glimmende Ofenasche auf die glatten Gehwege.

Am Ende spürten wir unsere Eisfinger und -füße nicht mehr, aber den höllischen Schmerz, sobald sie im warmen Klassenzimmer allmählich wieder auftauten. Der Heimweg, mittags wenn die Sonne hervor kam, war weit angenehmer. Sonne, Schnee und Frost verströmten einen eigenen Zauber: Eiszapfen hingen wie Glaskunstwerke an den Dachrinnen der Häuser herunter, Eisblumen glitzerten wie tausend Sterne an Fensterscheiben; und das Weiß der umliegenden Landschaft strahlte mit einer solcher Vehemenz, dass man gar nicht hinschauen konnte.

Grünkohl und Rosenkohl fühlten sich bei diesen Temperaturen im Garten erst richtig wohl, wogegen die steifgefrorene Wäsche auf der Leine bei jedem Luftzug verbittert knirschte und ein paar hungrige Krähen sich missmutig laut durch die weiße Stille ankrächzten.

“Müllmänner“ taten mir jetzt besonders leid, aber auch sonst, weil sie die schweren Aschetonnen aus verzinktem Metall, in denen sich außer Ofenasche, Küchenabfällen und ein paar leeren Konservendosen oft gewichtiger Bauschutt befand, noch mit Muskelkraft in den Müllwagen hieven mussten. Mülltrennung war zu dieser Zeit ein Fremdbegriff. Wir hatten überhaupt keinen Müll; alles wurde entweder im Ofen verbrannt oder weiterverwertet.

Krank selten, aber hungrig wie Wölfe

Die feste Schneedecke hatte natürlich auch ihre guten Seiten. Nach den Hausaufgaben konnten wir der rotbackigen Wintersonne am

stahlblauen Himmel keine Minute länger widerstehen. Wir mussten raus und ab ging es mit dem Schlitten in die Eltgeshohl, zur Waldburg oder “Riesenrutschbahn“ auf dem Remagener Schulhof, die sich die großen Jungs gebaut hatten und in den Pausen egoistisch beschlagnahmten. „*Juche! Da tat einem nichts mehr weh!*“ Erst wenn es dämmrig wurde, machten wir uns, die Klamotten am Leib festgefroren, auf den Heimweg. Krank wurden wir dabei selten, aber hungrig wie die Wölfe und verdrückten Berge von Schmalz-, Marmeladen- und Rübenkrautbroten.

Bilder und Geräusche, wenn der Rhein zum weißen Dinosaurier wurde und laut krachend, ächzend und quietschend riesige Eisschollen vor sich herschob, bis sie sich zu Eisbergen vor ihm auftürmten, er nicht mehr weiter kam und Strecke für Strecke zufror, existieren noch in meinem Kopfkino.

Häfen überfüllt mit Frachtschiffen

Mit der bangen Frage, ob das Eis auch hält, liefen wir mutig bis auf die Mitte des Rheins. „1929 sind sogar Pferdekutschen über den zugefrorenen Rhein gefahren“, erzählte meine Oma. Schiffsleute, die am Ufer vor Anker lagen, versuchten ihre Kähne vom Eis zu befreien. Die Häfen in Oberwinter und Brohl waren überfüllt mit Frachtschiffen. Im Radio hörten wir, die Eisschollen an der Loreley hätten sich derart festgetürmt, dass sie, falls der Eisbrecher keinen Durchbruch schaffte, gesprengt würden. Die sagenumwobene Loreley hielt also nicht nur Schiffe, sogar Eisschollen gefangen.

1962/63 gab es noch einen solchen Winter und die letzten Eisblumen, an die ich mich bewusst erinnern kann. Heute sind sie aufgrund der Isolierverglasungen und beheizten Räume gänzlich aus unserem winterlichen Blickfeld verschwunden. Mit Sicherheit hat ihnen nicht jeder Tränen nachgeweint, denn Eisblumen am Fenster sahen zwar malerisch aus, machten aber auch Probleme: Sie erschwerten die Sicht nach draußen und hinterließen zahlreiche Rinnsale, die man aufzuwischen hatte, nachdem der Frost vorbei war. Meine Begeisterung für das faszinierende Phänomen Eisblumen blieb jedoch bis heute ungebrochen.